

Alle schreiben anders

Oder: Wie man den Vorstellungsrahmen eines Literaturpapstes sprengt

In der Einleitung zu dem 1998 von ihm herausgegebenen Sammelband *Frauen dichten anders* schreibt Marcel Reich-Ranicki:

Frauen empfinden, erleben und erleiden die Welt anders als Männer – und ich kann mir beim besten Willen den Mann oder die Frau nicht vorstellen, die dieses Faktum, die diese banale Feststellung anzweifeln wollten. Romeo ist jung und liebt Julia, Julia ist ebenfalls jung und liebt Romeo. Nur darf man nicht vergessen, daß er eine andere Vergangenheit hat als sie und ein anderes Temperament: Er sieht sie anders als sie ihn. Sie reagieren auf das Leben unterschiedlich.

Da Frauen also die Welt anders fühlen und anders erfassen, müssen sie auch anders als die Männer lesen, anders als sie die Literatur zur Kenntnis nehmen. Wenn aber Frauen anders lesen, dann versteht es sich von selbst, daß sie auch anders schreiben.

Natürlich, Julia einer- und Romeo andererseits nehmen ihre Welt und sich gegenseitig unterschiedlich wahr. Doch Reich-Ranicki dampft in diesem, noch dazu fiktiven Beispiel die Unterschiede der beiden Charaktere, „Vergangenheit“ und „Temperament“, mit einem Wörtchen „also“ auf ihr Geschlecht ein, auf den Unterschied zwischen „Mann“ und „Frau“; in einem Halbsatz schwinden alle feineren Unterscheidungen. Das, gezeigt an den Figuren eines Dramas, soll dann zur Erklärung dienen, warum Frauen anders schreiben als Männer. Wohlwollend würde man das wohl als nachlässig argumentiert bezeichnen.

Kanonfutter

Shakespeares Teenagerpärchen ist wohl nur ein vermeintlich eleganter literarischer Bezug, mit dem Reich-Ranicki seine These etwas schillern lassen möchte. Im weiteren beschreibt er durchaus auch die konkreten Umstände, unter denen Frauen viele Jahrhunderte lang geschrieben und veröffentlicht (bzw. nicht geschrieben und nicht veröffentlicht) haben. Nur selten hatten sie, was den Männern bestimmter sozialer Schichten selbstverständlich zugebilligt wurde: einen „Room of One's Own“, Zugang zu höherer Bildung und die Möglichkeit, Geschriebenes zu veröffentlichen. Dass sie dennoch Texte publizieren

konnten, war oft genug auf einen wohlwollenden oder zumindest toleranten Ehemann zurückzuführen; viele Texte von Frauen erschienen anonym oder unter (nicht selten männlichem) Pseudonym.

Angesichts dieser Produktions- und Publikationsumstände erscheint es als etwas um das eigentliche Problem herumgeschrieben, wenn Reich-Ranicki feststellt, die deutschen Romantikerinnen seien „hervorragende Figuren weniger der Literatur als vor allem des literarischen Lebens“ gewesen, und fragt: „würden wir uns heute noch an diese Frauen erinnern, wenn es nicht die bedeutenden Männer gegeben hätte, mit denen sie befreundet und bisweilen auch verheiratet waren?“

Was Reich-Ranicki aus seiner Darstellung weitgehend ausblendet ist, dass die Frauen kaum Chancen hatten, heute anders denn als „Figuren des literarischen Lebens“ erinnert zu werden. Die Aussichten, dass ihre Texte früher oder später „kanonisiert“ würden, waren keineswegs rosig.

In den meisten Diskussionen über einen literarischen Kanon wird von seinen Befürwortern implizit davon ausgegangen, dass ein allgemein akzeptierter Kanon weitgehend nach Qualitätskriterien zustande kommt. Die oben beschriebenen Publikationsschwierigkeiten für Frauen deuten aber schon an, dass dies durchaus nicht immer der Fall ist; ein Text, der nicht oder nicht an prominenter Stelle veröffentlicht wird, hat nur geringe Chancen, kanonisch zu werden. Hinzu kommt, dass Frauen innerhalb des „literarischen Lebens“ nur bedingt als Autorinnen ernstgenommen wurden – Autorschaft galt lange Zeit als nahezu ausschließlich „männlich“, d.h. als eine Position, die eigentlich nur von Männern besetzt und ausgefüllt werden konnte. Männer legen also nicht nur den „Goldstandard“ des Schreibens vor (was sich etwa auch heute noch darin spiegelt, dass Reich-Ranicki wie viele andere formuliert, Frauen schrieben „anders“ als Männer – und nicht etwa umgekehrt), sondern Autor konnte per se nur ein Mann sein.

Reich-Ranicki erkennt zwar diese Probleme grundsätzlich an, wie seine Ausführungen zeigen, unterschätzt aber ihre Wirkung für die Kanonbildung und reproduziert letztlich die hinter der Qualitätsfrage versteckten Kriterien, nach denen sie funktioniert.¹ Auch das Kriterium „Qualität“ ist keineswegs so neutral, wie man meinen sollte. Feministische LiteraturwissenschaftlerInnen haben gefragt, ob Wertmaß-

stäbe, die aus einer von Männern dominierten „literarischen Welt“² hervorgegangen sind, nicht möglicherweise geschlechtsspezifisch geprägt seien und welche Konsequenzen dies für die Kanonbildung hätte. Auffallend ist etwa, dass gewisse Genres – Briefe oder Tagebücher etwa – zumeist als „weiblich“ betrachtet werden, zugleich aber als literarisch eher minderwertig eingeschätzt werden, ganz im Gegensatz zu „männlichen“ Genres wie dem Drama, wengleich Männer durchaus zahlreich und in großem Umfang Briefe und Tagebücher verfasst haben.³

»Ich sagte Ihnen im Verlauf dieser Rede, daß Shakespeare eine Schwester hatte; aber suchen Sie nicht [...] nach ihr. [...] Nun glaube ich aber, daß diese Dichterin, die nie ein Wort schrieb und an einer Straßenkreuzung begraben wurde, noch am Leben ist. Sie lebt in Ihnen und in mir, und in vielen anderen Frauen, die heute nicht hier sind, weil sie Geschirr spülen und die Kinder ins Bett bringen. [...] [E]s ist meine Überzeugung, daß, wenn wir noch ein weiteres Jahrhundert oder so gelebt haben – und ich spreche von einem gemeinsamen Leben, welches das wirkliche ist, und nicht von den kleinen isolierten Leben, die wir als Individuen leben – und wenn jede von uns fünfhundert im Jahr hat und ein Zimmer für sich allein; wenn wir an die Freiheit gewöhnt sind und an den Mut, genau das zu schreiben, was wir denken; [...] wenn wir der Tatsache ins Auge sehen – denn es ist eine Tatsache –, daß es keinen Arm gibt, auf den wir uns stützen könnten, sondern daß wir allein gehen und daß unsere Beziehung eine Beziehung zur Welt der Wirklichkeit und nicht zur Welt der Männer und Frauen sein sollte, dann wird [...] die tote Dichterin, die Shakespeares Schwester war, wird den Körper annehmen, den sie so oft abgelegt hat. Sie wird, wie ihr Bruder das vor ihr tat, ihr Leben aus den Leben der Unbekannten ziehen, die ihre Vorfahrinnen waren, und wird so geboren werden. Denn daß sie ohne diese Vorbereitung kommt, ohne die Anstrengung von unserer Seite, ohne die Entschlossenheit, dafür zu sorgen, daß sie, wenn sie wiedergeboren ist, es möglich finden soll, zu leben und ihre Gedichte zu schreiben, das können wir nicht erwarten, denn das wäre unmöglich. Aber ich behaupte weiterhin, daß sie kommen wird, wenn wir für sie arbeiten, und daß dafür zu arbeiten, und sei es in Armut und Dunkelheit, die Mühe wert ist!«

VIRGINIA WOOLF
EIN ZIMMER FÜR SICH ALLEIN (1929)

Kanonisierung findet also nicht unabhängig von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen statt, unter denen Texte entstehen, publiziert und vermarktet werden. Dass das Geschlecht des Verfassers oder der Verfasserin dabei nicht das einzige Kriterium ist, steht sicherlich außer Frage, dennoch sind qualitativ hochwertige Texte von Frauen oft genug weitgehend vergessen worden.

Frauenforschung

Dass wir viele dieser Texte inzwischen wieder kennen, ist ein wesentliches Verdienst jener (auch literaturwissenschaftlichen) Forschungsrichtung, die meist (heute unberechtigterweise oft mit despektierlichem Unterton) „Frauenforschung“ genannt wird. Ihre Institutionalisierung ist eine direkte Folge der neuen Frauenbewegung in den 70er Jahren, die bald Auswirkungen in den verschiedenen universitären Disziplinen zeitigte; selbstorganisierte Seminare wurden dabei im Laufe der Zeit von „offiziellen“ Veranstaltungen und Forschungsgruppen abgelöst. In der Germanistik wurde zunächst, wie in anderen Fächern, die Position von Frauen innerhalb der universitären Machtgefüge diskutiert. Sehr deutlich wurde dabei auch, dass in dem (nach wie vor) von Männern dominierten Fach sich die Geschlechterhierarchie auch auf den Gegenstand erstreckte, dass also Texte von Frauen insgesamt nur wenig Beachtung fanden. Intensiv wurde deshalb nach „verschollenen“ Autorinnen gesucht, wurden Texte von Frauen wiederentdeckt und untersucht. Inzwischen sind zahlreiche Literaturgeschichten und Anthologien (eben auch die erwähnte von Reich-Ranicki) erschienen, die sich allein Autorinnen widmen; in vielen „allgemeinen“ Überblicksdarstellungen ist das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern jedoch noch immer spürbar und keineswegs, wie gerne behauptet wird, nur durch Qualitätskriterien zu erklären.

Auch die Rolle von Frauen im Literaturbetrieb erhielt verstärkte Aufmerksamkeit. Damit wurden erstmals auch die Bedingungen und Umstände erforscht, unter denen Autorinnen überhaupt geschrieben hatten bzw. die sie am Schreiben hinderten. Eine andere Forschungsrichtung wandte sich der Frage zu, wie Frauen in Texten dargestellt werden, inwieweit sie existierende Weiblichkeitsvorstellungen und Rollenmodelle wiedergeben, unterlaufen oder umgestalten. Neben etablierten Analysemethoden wurden dabei neue, etwa psychoanalytische und später dekonstruktivistische Verfahren erprobt.⁴

Andere Untersuchungen beschäftigten sich mit der Frage, warum bestimmte Figuren, Themen und Motive, in denen Frauen ganz bestimmte, prominente Rollen spielen, in der Literatur immer wieder aufgenommen worden sind. Zu nennen wäre hier etwa die Figur der Salome oder die enge Verknüpfung, die zwischen Tod

und Frau⁵ hergestellt wird – wobei gleichzeitig natürlich, nicht nur in literarischen Texten, immer wieder eine enge Verbindung zwischen Frauen und „Leben“ konstruiert wurde, bis hin zu unmittelbaren Vergleichen von fruchtbarem Ackerland mit dem Körper einer Frau. Die genannten Forschungszweige – eine Literaturgeschichtsschreibung im weitesten Sinne, die Frauen bewusst einschließt, die Untersuchung von Frauenbildern in der Literatur, die Motivforschung und noch andere – gehören zu den Richtungen der feministischen Literaturwissenschaft, die vielleicht am besten bekannt sind und in denen intensiv weitergearbeitet wird. Sie sind inzwischen fest im „allgemeinen“ Forschungsbetrieb verankert, und ihre grundlegenden Erkenntnisse allgemein anerkannt.

Exkurs: *sex und gender*

Seit den 70er Jahren spricht man in der feministischen Forschung nicht mehr allgemein von „Geschlecht“, sondern differenziert in *sex* und *gender*. *Sex* bezeichnet dabei das „biologische Geschlecht“, das als unveränderlich und gegeben betrachtet wurde, *gender* das „soziale“ oder „kulturelle“ Geschlecht.⁶

Hintergrund dieser Unterscheidung ist die Überlegung, dass im Gegensatz zur biologischen Geschlechtszugehörigkeit die kulturellen Zuschreibungen einer Geschlechterrolle keineswegs festgelegt sind; unterwirft man sie einer historischen Betrachtung oder vergleicht die Geschlechtermodelle verschiedener Kulturen, so zeigen sich beträchtliche Unterschiede. *Gender* geht in seiner Bedeutung dabei über das landläufige Verständnis von „Rollen“ oder „Geschlechterrollen“ hinaus und beschreibt auch erworbene geschlechtsspezifische Eigenschaften und Verhaltensweisen wie etwa Körperhaltung, Sprechweise, Präferenzen bei Spielzeug etc. Mit der Psychologin Gudrun-Axeli Knapp könnte man kurz von „sozio-kulturellen Normierungen von Persönlichkeitsdispositionen und Rollenverhalten“ sprechen, die „in unterschiedlichen Gesellschaften und geschichtlichen Epochen variieren“.

Ebenso variabel ist aber letztlich das Verständnis davon, was denn nun „Natur“ sei. Dies wurde im Rahmen feministischer Kritik an den Naturwissenschaften sowie der Auseinandersetzung mit post-strukturalistischer Theorie sehr schnell deutlich und zugespitzt zu der These, dass auch das vermeintlich stabile „biologische“ Geschlecht kulturell gebildet wird. Denn letztlich ist ein „kulturfreier“, unvoreingenommener Blick auf Natur (wie ihn die Naturwissenschaften für sich in Anspruch genommen haben) nicht möglich, da unsere Wahrnehmung immer schon durch unsere Erfahrungen geprägt ist. Damit wird die „natürliche“ Kategorie Geschlecht als kulturelles Produkt erkennbar, das auf der Basis naturwissen-

»Die Geschlechtsspezifität ist kein validierter Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Theorien. Daraus darf indes nicht vorschnell geschlossen werden, daß sie bei der Rezeption und Kritik der Werke keine Rolle gespielt hätte. Sie ist, im Gegenteil, ein zwar niemals entfalteter, ein nicht ausgewiesener oder systematisierter, aber gleichwohl oftmals gebrauchter Gesichtspunkt der Literaturkritik. Nicht einmal die fragwürdige Unbekümmertheit, in der dieses „Kriterium“ zum Beispiel im Feuilletonalltag angewendet wird, stößt auf nennenswerten Widerstand, obgleich schon durch die Einseitigkeit seiner Anwendung seine Unausgewiesenenheit evident wird: Während, handelt es sich um von Frauen verfaßte Literatur, der Hinweis auf die weibliche Urheberchaft geradezu obligatorisch ist, rief die Bemerkung, daß etwas von einem Mann geschrieben worden sei (ohne daß es für diesen Wink einen Grund in der Sache gäbe), eine Verwunderung hervor.«

SILVIA BOVENSCHEN
DIE IMAGINIERTE WEIBLICHKEIT (1978)

schaftlicher Erkenntnis (die allerdings auch niemals in Reinform kulturfrei sein kann) erst konstruiert wird.⁷ Immer mehr trat so das Interesse daran in den Vordergrund, *wie* nun „Geschlecht“ überhaupt entsteht und konstruiert wird. Dies wurde verbunden mit der Frage nach der Entstehung von Hierarchien und danach, inwieweit Dichotomien notwendigerweise auch hierarchisch organisiert sein müssten. Das Feld der aus der Frauenforschung entstandenen *Gender Studies* beschränkt sich daher nicht auf die Ungleichheit der Geschlechter, sondern schließt, sehr verkürzt gesagt, auch die Frage nach den Ursachen für die Entstehung von Geschlechterdichotomien mit ein.⁸ Die hier beschriebenen Schritte sind jedoch keineswegs von allen FeministInnEn vollzogen worden. Schließlich ist die feministische Theorie ebensowenig wie der Feminismus eine monolithische Erscheinung, und deshalb gibt es auch Gruppen und Strömungen, die daran festhalten, dass die beiden Geschlechter grundsätzlich verschieden sind, und dies zum Teil auch mit biologischen Argumenten begründen, d.h. auf einem „natürlichen“ Unterschied zwischen Mann und Frau bestehen.

Eine weibliche Ästhetik?

Die Grundfrage, die Marcel Reich-Ranicki mit seiner Anthologie und in seiner Einleitung aufwirft, ob Frauen also „anders“ schreiben als Männer, ist keineswegs neu, nur fällt seine Antwort bemerkenswert eindimensional aus. Schon 1976 hat die Literatur-

wissenschaftlerin Silvia Bovenschen in ihrem Artikel „Über die Frage: Gibt es eine ‚weibliche‘ Ästhetik?“ versucht, das Problem auf deutlich differenziertere Art und Weise anzugehen.

Bovenschen argumentierte, dass, um ein spezifisch weibliches Schreiben, eine weibliche Schreibweise konstatieren zu können, man umgekehrt auch von einer spezifisch weiblichen Weltwahrnehmung ausgehen können müsste. Eine solche konnte sie allerdings nicht erkennen; stattdessen beharrte sie darauf, dass so allgemeine Behauptungen letztlich nur an konkreten Beispielen untersucht werden könnten und sich schwerlich ein allgemeiner Beweis finden lasse. Die Literaturwissenschaftlerin stellte sich damit gegen eine Tendenz, die Frauen aufgrund ihrer „biologischen“ Eigenart eine eigene „Kosmologie“ zuschrieb und diese als gegeben voraussetzte – eine Haltung, die man heute als „essentialistisch“ bezeichnen würde.

Wie Jutta Osinski angemerkt hat, ist Bovenschens Versuch, die Diskussion auf eine präziser formulierte Basis zu stellen, vielfach unbeachtet verhallt. Stattdessen

wurde immer wieder von einem – wie auch immer begründeten – wesentlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen ausgegangen, der sich zwangsläufig auch im Schreiben niederschlagen müsse. Marcel Reich-Ranicki muss man zugestehen, dass er sich nicht auf vermeintliche „biologische“ Unterschiede bezieht, sondern im wesentlichen Erziehung und soziale Situation als Kronzeugen dafür heranzieht, dass Frauen anders schreiben; dennoch, und das macht seine Argumentation unscharf, scheinen diese Unterschiede bei ihm unausweichlich und letztlich unveränderlich zu sein.

Vor dem Hintergrund der *sex-gender*-Debatte kann man Bovenschens Thesen allerdings weitgehend zustimmen und muss sie vielleicht noch radikalisieren. Zwar mag es nämlich sein, dass bei Frauen bestimmte Schreibweisen häufiger vorkommen (was allerdings nachzuweisen bliebe), doch lässt sich dies nur schwerlich auf ihr Frau-Sein (was immer das auch sein mag) zurückführen bzw. reduzieren. Vielmehr müsste man ihre Erfahrungen, ihre Sozialisation und ihre konkreten Lebensumstände betrachten; an die Stelle der großen Differenzkategorie Geschlecht tritt auch hier die Vielzahl der Differenzen.

Auch unter diesen Umständen verliert allerdings „Geschlecht“ nichts von seiner Bedeutung als Analysekatgorie⁹, denn nach wie vor gilt die Feststellung der Berliner Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan, Lesen und Schreiben seien „keine geschlechtsneutralen Tätigkeiten“, denn noch hätten Frauen eines Kulturkreises im Großen und Ganzen ähnliche Sozialisationserfahrungen, die sich wesentlich von denen der Männer unterschieden.

Ende

Letzten Endes interessiert vielleicht weniger, welchen Geschlechts die Autorin oder der Autor ist, als was ihm oder ihr mit einem Text gelingt. Die *Gender Studies*

interessieren sich natürlich für die Dekonstruktion von Geschlechterdichotomien ebenso wie für die Auflösung der Geschlechtergrenzen. Denn auch in Texten sind die Geschlechter nicht so säuberlich getrennt, wie man sich das vielleicht vorstellt; der Literaturwissenschaft erscheinen Maske-



tausch, Verkleidung, Mode, Fetischismus etc.“ inzwischen „als Inszenierungsformen eines Geschlechterverhältnisses, in welchem *sex* und *gender* weniger stabil sind, als die bisherige Forschung angenommen hat“ (Inge Stephan).

Wenn Schreibweisen also nicht an (ohnein sehr diffuse) Geschlechtergrenzen gebunden sind, kann „subversives“ Schreiben, das die Geschlechterordnung auszuhebeln oder zu unterlaufen versucht, von Männern wie von Frauen stammen. Es ist also konsequent, wenn sich die literaturwissenschaftlichen *Gender Studies* auch den Texten von Männern zuwenden. Männer schreiben halt anders. Und Frauen erst recht.

ROCHUS WOLFF

Literaturempfehlungen zum Einstieg und zum Weiterlesen:

Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp: *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg 2001. [Eine lesbare Einführung in die aktuellen Diskussionen.]

Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hgg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Stuttgart 1995.

Christina von Braun, Inge Stephan (Hgg.): *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart 2000. [Sammelband zur Gender-Forschung mit Beiträgen aus unterschiedlichen Fachrichtungen.]

Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann (Hgg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1998.

Ute Hechtfisher u.a. (Hgg.): *Metzler Autorinnen Lexikon*. Stuttgart/Weimar 1998.

Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar 1995. [Mit Schwerpunkt auf den Theorien von Helène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva.]

Jutta Osinski: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*. Berlin 1998. [Sehr empfehlenswerte Einführung in die Geschichte und die unterschiedlichen Diskussionen der feministischen Literaturwissenschaft.]

¹ Dass die Frauen vor allem als Figuren „des literarischen Lebens“ in Erscheinung getreten seien, ist natürlich auch Effekt eines bestimmten Frauenbildes (und damit einer Frauenrolle), in dem vor allem die Frau die „soziale Arbeit“ übernimmt, etwa das Knüpfen und Pflegen von Kontakten.

² Also Verlagswesen, literaturwissenschaftliche Einrichtungen, Literaturkritik, Literaturpolitik etc.

³ Eine Ausnahmestellung nimmt hier vielleicht die Lyrik ein, die zwar eher „weiblich“ konnotiert ist, aber auch von Männern fleißig und öffentlich gepflegt wird. Dennoch gilt aber meist „Gefühlslyrik“ als eine Domäne der Frauen.

⁴ Eines der über die enge Gender-Forschung hinaus bekanntesten Beispiele für eine psychoanalytische Untersuchung ist vielleicht Klaus Theweleits zweibändige Abhandlung *Männerphantasien*, die freilich nicht im engeren Sinne als literaturwissenschaftlich gelten kann. Theweleit untersucht darin Tagebücher und andere Aufzeichnungen von Mitgliedern rechtsorientierter Freikorps nach dem Ersten Weltkrieg und befragt sie nach ihren impliziten Selbst- und Körperbildern; in diesem Rahmen kommt er auch ausführlich auf Weiblichkeitsbilder zu sprechen.

⁵ Dazu etwa Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*. München 1996.

⁶ Für beide Begriffe gibt es keine eindeutige deutsche Übersetzung, weshalb auch im Deutschen oft die englischen Begriffe gebraucht werden. – *Sex* bezeichnete ursprünglich im Englischen neben anderem ohne weitere Differenzierung das Geschlecht einer Person oder eines Tieres, während *gender* das grammatische Geschlecht eines Wortes meint.

⁷ Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass inzwischen die biologische Forschung mehr und mehr dazu übergeht, „Geschlecht“ als ein Kontinuum zwischen zwei (imaginären) Polen „männlich“ und „weiblich“ zu betrachten.

⁸ Natürlich gibt es daneben viele andere Bereiche und Forschungsrichtungen, in denen gearbeitet wird; als Beispiel seien nur die *Queer Studies* genannt.

⁹ Das gilt natürlich ebenso für die anderen Elemente des „Triumvirats“ unter den Kategorien, die zur Einteilung von Menschen, zur Hierarchisierung und Ausgrenzung dienen (*race*, *class* und *gender* – man könnte noch eine beliebige Anzahl hinzufügen, etwa körperliche oder psychische „Behinderung“).